Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

16 (10.1.1900) Badisches Museum, Nr. 3

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 3. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **10. Jan. 1900.**

Für Deutschlands Flotte!

„Glück auf, Ihr Jungen! Fahret zu!
Hei! wie der West die Flagge zaust!
Die Flut springt auf aus ihrer Ruh'!
Nun fest das Steuer in die Faust!
Hinaus aufs Meer, aufs freie Meer!
Für Deutschlands Macht, für Deutschlands Wehr!“

„Im Sturmesbrausen, deutscher Aar,
Reck' deine Schwingen über See!
Schütz' draußen unsrer Brüder Schaar,
Still du Germanias Not und Weh!
Hinaus aufs Meer, aufs freie Meer!
Für deutsches Gut, für Deutschlands Ehr'!“

„Die Flagg' auf Mast! All' Mann an Bord!
Ho! frische Brise fahr' darein!
Für deutsche Kraft und deutsches Wort
Muß doch noch Raum auf Erden sein!
Hinaus aufs Meer, aufs freie Meer!
Sonst gäb' es bald kein Deutschland mehr!“

Das Luftschiff des Grafen Zeppelin.

np Wie man aus sicherer Quelle erfährt, haben die aerostatischen Experimente des Grafen Zeppelin, die sich seit 30 Jahren mit dem Problem der Flugmaschinen beschäftigt, einen ausschlaggebenden Erfolg gezeitigt. Sein Luftschiff aus Aluminium dürfte das Problem der Luftschiffahrt endgiltig gelöst haben. So behauptet wenigstens der Major Baden-Powell, der im Auftrage des englischen Kriegsministeriums den neuesten Versuchen beigewohnt hat, und sein Zeugnis hat um so höheren Wert, als seine Kompetenz in der aeronautischen Wissenschaft allgemein anerkannt ist. Neue Experimente sollen demnächst stattfinden, und dieselben werden nach den Voraussagen die bereits erzielten Resultate nur bestätigen.

Die Erfindung des Grafen Zeppelin interessiert die ganze Welt. Wenn sie erst einmal in Praxis umgesetzt ist, so wird sie das zwanzigste Jahrhundert sicherlich revolutionieren. Schon jetzt muß man von ihr Kenntnis nehmen und sich klar machen, worin sie eigentlich besteht.

Das Grundprinzip der Flugmaschine braucht heute nicht mehr diskutiert zu werden; es steht außer jedem Zweifel, daß man durch mehr oder weniger energische Motoren Apparate in Thätigkeit setzen kann, die derartig konstruiert sind, daß das ganze System sich in die Luft erhebt, sich darin aufrecht hält und lenken läßt. Was bis jetzt in dieser Hinsicht erzielt ist, ist uns ausschlaggebend. Es ist festgestellt, daß man mit einer entsprechend starken Kraft wie der Vogel eine bestimmte Zeitdauer hindurch fliegen kann. Doch diese Dauer legt, was den motorischen Impuls und die bestimmte Richtung betrifft, der Nützlichkeit der orthopteren, helikopteren und aeroplanen Maschine Schranken auf. Von diesen drei Flugarten ist die der Luft die einzige, die die schwebende Bewegung kopiert und wissenschaftlich und experimentell die Sustentation der Propulsion zugesellt. Wenn die vor 50 Jahren von Henson mit seinem Luftschiff mit festen Flügeln und Schrauben, die von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wurden, angestellten Versuche, wenn die vor 30 Jahren von Springfellow mit seinen übereinander gelegten Plänen gemachten Experimente auch mißglückt sind, so gehörten sie doch schon nicht mehr, wie der „Flieger“ von Du Temple, wie der mechanische Vogel von Tissandier und das Schrauben- und Ruderluftschiff Wellners, in die Kategorie der sogenannten Zimmermaschine. Sie hatten außerdem das Verdienst, daß sie Experimente an Modellen vornahmen, die weit eher zur Besiegung der Schwierigkeiten geeignet waren. Sie hatten schließlich auf den Weg hingewiesen, und Maxim, Phillips Langley, Tatin und Richet entlehnten ihnen wertvolle Fingerzeige.

Graf Zeppelin hat nach einem ähnlichen Programm gearbeitet. Dank seinem Vermögen und seinen mit unerschütterlicher Geduld fortgesetzten Studien war es ihm gelungen, ein Propellor von thatsächlichem Werte zu erfinden, der den in die Luft abgelassenen Ballon bei regulärer Schnelligkeit zu lenken vermag. Darauf gründete er im vorigen Juni in Berlin eine Gesellschaft, die aus Gelehrten und Kapitalisten bestand. Das Kapital von 1 Million Mark diente dazu, das Aluminium-Luftschiff zu erbauen.

Die Flugmaschine Zeppelins befindet sich in einem besonderen, auf 60 Pontons ruhenden Gebäude in der Nähe von Friedrichshafen. Das Gebäude ist 152 m lang, 78 Fuß breit und 24 m hoch, d. h. es hat ein kubisches Maß, das zwei Häuserquadraten von 4 Stock Höhe gleichkommt. 11 große, in gleicher Höhe angebrachte Fenster lassen das Licht in das Innere dringen. Wenn man eintritt, heftet sich der Blick auf ein ungeheures Gerippe, das aus Aluminiumkabel gebildet wird. Dieses Riesengerippe hat 130 m Länge und 12 m im Durchmesser. Der ebenfalls aus Aluminium gefertigte Rahmen bildet eine Reihe von Stangen, die ein Polygon von 24 Seiten darstellen, von denen eine jede 8 m Länge besitzt; dieselben sind durch andere Aluminiumkabel miteinander verbunden, und das Ganze macht den Eindruck eines ungeheuren Bicyclerades.

Das Luftschiff ist in siebzehn getrennte, aber doch mit einander zusammenhängende Kupees geteilt. Der Gesamtumfang ist mit einem Netz umgeben, so daß jedes Kupee im Innern geschützt ist. Jedes Kupee soll einen Ballon enthalten, der das Schiff in die Luft erheben und dort halten soll. Der Erfinder benützt mehrere Ballons, um den Fall vorauszusehen, daß einer von ihnen durch Zufall zerstört werden sollte; die andern können dann ungehindert weiter funktionieren. Dadurch, daß man alle in einen großen, mit Seide überspannenen Rahmen einschloß, der sie gegen die Wirkungen der Atmosphäre und der Sonne schützen sollte, hat man den äußersten Teilen des Schiffes, dem Vorderteil und dem Hinterteil die Form geben können, die dem Winde möglichst wenig Spielraum gestattete und so die Leitung der Maschine nach Kräften erleichterte.

Die Ballons, die aus dem besten Material erbaut sind, sind vollständig undurchdringlich. Sie sollen mit Wasserstoffgas gefüllt werden, das von den bereits auf den Pontons befindlichen Retorten geliefert wird. Es sind 2000 Cylinder vorhanden, von denen ein jeder 16 Kubikfuß Gas enthält, was eine Aufspeicherung von 32 000 Kubikfuß Gas im ganzen Schiffe ergeben würde. Es ist bekannt, daß die Hebekraft des Wasserstoffgases unter solchen Bedingungen 10 Tonnen beträgt; das Gewicht des Luftschiffes wird aber nicht 4 Tonnen übersteigen.

Graf Zeppelin stützt sich auf das Prinzip, daß jeder in Bewegung begriffene Körper lenkbar ist. Wenn die Luftschiffe, die bisher gebraucht waren, sich nicht lenken ließen, so kam das erstens daher, weil ihre Form nicht wissenschaftlich war und der Vorrat an Energie nicht ausreichte, um dem Lenkapparat genügenden Einfluß auf die Luft einzuräumen.

Die Vorwärts- und Rückwärtsbewegung wird von vier großen drehbaren Apparaten hervorgebracht, die aus Aluminium angefertigt sind. Zwei dieser plattenartigen Apparate sind im Vorderteile angebracht, gerade an der Stelle, wo der Umfang geringer zu werden anfängt; die beiden andern nehmen eine korrespondierende Stelle des Hinterteiles ein. Die Lenkbewegung wird von einem doppelten Steuer hervorgebracht.

Die motorische Kraft dieser „Propellors“ wird von Damien-Motoren geliefert, die mit Benzin gespeist werden. Diese „Propellors“ sind die leichtesten, die man bis heute verwendet hat, doch ein jeder vermag das verlangte Quantum von 12 bis 15 Pferdekraft hervorzubringen. Dieselben werden von Aluminium-Gondeln getragen, die gerade unter ihnen im Vorderteile und Hinterteile hängen. Diese Gondeln sind 17 Meter lang und 6 Meter breit. Die Motoren werden mit den „Propellors“ vermittels starker Stahlstangen in Kontakt gebracht, die für das Schiff speziell angefertigt worden sind. Endlich hat man

die Vorsicht gebraucht, die ganze Flugmaschine unentzündbar zu machen.

Das Luftschiff des Grafen Zeppelin kann nach dem allgemeinen Aussehen mit einem ungeheuren „man of rad“ verglichen werden, doch die Materialien sind so fein gearbeitet, daß man es eher als einen ungeheuren, ganz und gar mit Seide umsponnenen Vogelkäfig bezeichnen kann. Die Schnelligkeit des Apparats wird 22 Meilen in der Stunde betragen.

Wenn man die hier aufgeführten Details liest, möchte man an einen Traum glauben, und doch entspricht die Sache vollkommen der Wahrheit. Allerdings sind 22 Meilen in der Stunde nichts so wunderbares, doch kann man damit schon eine bedeutende Reise machen, und Verbesserungen werden später schon kommen. Vor allem muß man darauf hinweisen, daß das Luftschiff des Grafen Zeppelin als mechanische Macht wirkliche Vorzüge vor den Luftschiffen des amerikanischen Ingenieurs Hiram Maxim und sogar vor dem Aërodrom des amerikanischen Professors Langley bietet. Man wird sich übrigens erinnern, daß dieser auf seiner letzten Reise nach Europa mehrere Monate bei dem Grafen Zeppelin zugebracht und daß Beide sich ihre Beobachtungen mitgeteilt.

Das Luftschiff Zeppelin ist für strategische Operationen bestimmt. Der Major Baden-Powell erklärt in seinem Bericht an das britische Ministerium klar und deutlich, die neue Flugmaschine werde die Plateaus des Pamir, die Engpässe der afghanischen Grenze, die Sümpfe und selbst Mafeking mit den Höhen des Transvaal ebenso zugänglich machen, wie es New-York heute ist. Wenn er die Wahrheit spricht, so ist die Stunde nicht fern, wo der Traum des Menschen, sich zum Herrn des Himmels und der Erde zu machen, in Erfüllung geht. Dann wird man nicht mehr nötig haben, den Pelion auf den Ossa zu türmen, um den Olymp zu ersteigen.

Ein Vermächtnis für Deutschlands Frauen.

Es ist nichts ungewöhnliches, von Amerika her die Kunde zu vernehmen, daß enorme Summen, oft Millionen, von Privatpersonen an öffentlichen Anstalten, Vereine, Bibliotheken geschenkt werden; aus Deutschland so etwas zu hören, ist selten. Nun ist es sogar eine deutsche Frau, die in der Lage war, etwas so außergewöhnliches thun zu können, und die den Weg fand, ihre große Schenkung für ihre Mitschwestern nutzbar zu machen.

Die im November in Bern verstorbene Frau Lenz-Heymann ist als Pfarrtöchterlein in St. Georgen im Schwarzwald aufgewachsen, wohl recht ahnungslos alles dessen, was ihr im Leben zu wirken gestattet sein würde. Schicksale aller Art brachten ihr endlich ein Heim an der Seite eines hochbegabten Mannes Gottfried Ferdinand Lenz, Besitzer der Porzellanfabrik Zell am Harmersbach. Derselbe, von einer englischen Mutter englisch erzogen, konnte sich trotzdem niemals an englisches Wesen gewöhnen, sondern zog es vor, sein Wissen und seine reichen Erfahrungen in seiner deutschen Fabrik zu verwerten. Schließlich zog er sich mit der hochgeachteten und hochgeliebten Frau, die ihm im Jahre 1876 in Karlsruhe angetraut wurde, in die Schweiz zurück, wo sie in der Nähe von Bern ein herrliches Gut erwarben. Diese beiden gleichgesinnten Menschen hatten, gut protestantisch, ein großes Interesse für die Bewegung des Altkatholizismus und hofften Großes von ihr. Noch mächtiger war ihr Erbarmen mit dem Ringen der Frau. Sie begrüßten mit Freuden die Zulassung der Frauen zum Studium in der Schweiz und als Ferdinand Lenz hoch betagt starb, sollte seine Frau als Erbin seiner Güter, auch seine Wünsche ausführen: den Frauen, die in Deutschland von jeder höheren Geistesarbeit ausgeschlossen waren, Hilfe zu bringen. In diesem Sinne bot Frau Lenz-Heymann in den achtziger Jahren der Universität Heidelberg 200 000 M. an, deren Zinsen zu Stipendien für weibliche Studierende verwendet werden sollten. Die Universität lehnte diese Schenkung ab. Es ist interessant, daß gerade in diesen Tagen etwa 20 Jahre nachher, die Kunde kommt, daß die medizinische Fakultät in Heidelberg einstimmig beschlossen hat, Frauen als ordentliche Hörerinnen zuzulassen. 20jähriges Besinnen ist etwas lang. — Nach dieser Zurückweisung suchte nun Frau Lenz-Heymann nach einem deutschen Vereine, der die Bestrebungen für das akademische Studium der Frauen vertrete und fand ihn in dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein in Leipzig, dessen Vorstand Frau Luise Otto-Peters schon seit Jahren unermüdlich thätig war in Bestrebungen für die Frauenfrage. Die großmütige Zuwendung stärkte natürlich diesen Verein nach allen Seiten; es wurde eine Petition zugunsten des Studiums von Aerztinnen an den Reichstag eingereicht und diejenigen deutschen Frauen kräftig unterstützt, die an ausländischen Universitäten in diesem Beruf sich ausbilden wollten. Nach dem Tode der so hochbegabten und so hochverdienten ersten Vorsteherin des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins steht demselben jetzt deren treue Gehilfin und Gesinnungsgenossin, die bekannte Fräulein Auguste Schmidt vor und ihr ist es nun, nachdem Frau Lenz Heymann die Augen geschlossen hat, vergönnt, das ganze große Vermögen für den Verein entgegenzunehmen zu dürfen. Es soll daraus eine Ferdinand Luise Lenz-Stiftung für Deutschland errichtet werden zur Erteilung von Stipendien an unbemittelte Töchter des Deutschen Reiches, welche Medizin, Pharmacie oder Chemie studieren. Ganz im Sinne und Einverständnis mit ihrem verstorbenen Gatten hat Frau Lenz-Heymann auch noch andere Vergebungen gemacht. So teilt sich mit dem Allgem. Deutschen Frauen-Verein die Stadt Bern insofern in das Erbe, als ihr die schöne Besitzung Oranienburg zufällt. Auch diese Schenkung soll den Namen Ferdinand Luise Lenz-Stiftung für die Schweiz tragen und die gleiche Verwendung wie die andern finden. Aber auch die Altkatholiken wurden nicht vergessen. Der altkatholischen Fakultät in Bern wurden 33 000 Frcs. überwiesen; dem Bistum der deutschen Altkatholiken, dessen Sitz in Bonn ist, 40 000 M. So hat die badische Pfarrerstochter, wenn auch lange Zeit fern der Heimat, an der Seite eines deutsch gesinnten Mannes, sich doch ein treu deutsches Herz bewahrt und besonders das Wohl und Weh der deutschen Frauen in einem warmen, mitfühlenden Herzen getragen. Möge dieses große Vermächtnis zum reichen Segen für Deutschlands Töchter werden.

Winter in den Alpen.

Skizze von Dr. Reinhold Günther.

Wenn die fleißigen Winzer der Hochebene und der breiten Flußthäler unter fröhlichem Jauchzen, bei Böllerschüssen und Pistolengeknatter, die Trauben keltern und gewonnenen Saft einkellern, dann rüstet sich der Landmann im Alpengebiete, den Winter zu empfangen. Das Vieh, dem der auf hoch gelegenen Weide verbrachte Sommer vortrefflich bekommen ist, wenn die gute Jahreszeit nicht allzu viel nasses Wetter brachte, steht längst wieder in seinen heimatlichen Ställen. Sorgliche Hände verstopfen alle Ritzen, durch die der kalte Schneewind pfeifen möchte, mit Heu; im fast völlig verdunkelten, feucht-warmen Raume verträumen die Wiederkäuer die Eismonate. Kaum, daß man zwei mal im Tage die Stallthüren öffnet, um zu füttern und zu tränken, wobei es ängstlich vermieden wird, frische Luft einströmen zu lassen. Auch die Bäuerin sorgt um das Wohlbefinden ihres Hühnervolkes; denn sollen diese zur Winterszeit fleißig legen, so gilt es, ihnen ein behagliches Quartier zu verschaffen.

In den Höhenlagen über 14 bis 1600 Meer, vom Meeresspiegel aus gerechnet, sind Schneefälle in nassen Sommern durchaus keine seltenen Erscheinungen und sie zeigen sich auch auf der Südseite der Alpen. Aber die weiße Decke weicht rasch vor der Tageswärme zurück. Aehnlich geht es in einem schönen, sonnigen Herbste. Erst um die Mitte Oktober sind dann die Nachtfröste imstande, auf den Schattenseiten die Schneeinseln zu erhalten. Zwei bis drei Wochen später wird es wirklich kalt, der Boden gefriert und bietet nun die feste Unterlage dar für Schnee und Schlittenbahn.

Ein böser, naßkalter Novemberregen auf der Hochebene und in den tiefer gelegenen Thälern tritt uns im Gebirge als mächtiger Schneefall entgegen, der die Hänge bis weit hinunter mit gewaltigen Massen des festen atmosphärischen Niederschlages bedeckt. Solch ein Schneewetter ist ein schlimmes Ereignis für den, der dann gerade eine Reise zurücklegen muß. Und in diesem Falle befinden sich ganz besonders die Handelsleute; denn einzig im Winter weilen ihre Kunden im Gebirge daheim und haben sie Zeit, die Anerbieten zu prüfen.

Die größere Stadt verließ der Reisende im Postwagen, weil die durch das Hauptthal führende Straße noch völlig frei von Schnee erscheint. Aber der wetterkundige Kondukteur warnt vor allzu großer Vertrauensseligkeit. Er empfiehlt den Pelz bereitzuhalten und sich mit Mundvorrat gehörig zu versehen, auch ein Getränk nicht zu vergessen. In einer Stunde etwa wird wieder eine größere Poststation erreicht; geraume Zeit schon mahlten die Räder des Wagens im weichen Schnee und das Gestöber der Flocken wurde stärker und stärker. Jetzt steht der mit drei stämmigen Pferden bespannte Schlitten bereit und unser Reisender muß sich in dem engen Raum, so gut er es eben vermag, verstauen. Vorwärts geht es, erst im kurzen Trabe, dann bei tiefem Flutterschnee und steiler ansteigender Straße im Schritt.

Der Kondukteur hat sein Pfeiflein angezündet und beginnt mit bedenklicher Miene das immer dichter werdende Schneetreiben zu mustern. Auf der kahlen Hochfläche, welche die Straße durchzieht, ehe sie die letzte Station unter der Paßhöhe erreicht, weht ein beißend-kalter Wind. Auch die Wegkundigen würden hier gewiß von der Straße abkommen, wenn nicht die Telegraphenstangen ein sicheres Merkmal wären. Und die braven Pferde vollends wissen ohnedem Bescheid; nun da die Straße etwas gegen das Dorf hin fällt, nehmen sie sogar den Trab wieder auf. Winkt ihnen doch da unten der warme Stall!

Im Wirtshause zur Post geht es lebhaft zu. In den ersten Morgenstunden, noch ehe das Schneewetter auf der Paßhöhe zum Sturm ausartete, kam eine Karavane kleiner Schlitten, deren jeder ein Saumfaß besten Italieners trägt, über den Berg. Nun sitzen die Fuhrleute in der warmen Schenkstube hinter einem Glas Wein

dieweil die Pferde neue Kräfte sammeln. Bald werden frische Pferde gebracht; der Kondukteur weist die freundliche Einladung des Reisenden, im Schlitten Platz zu nehmen, mit Lächeln zurück, sein Sitz ist neben dem Postillon.

Schnee und immer Schnee. Hier hat der Wind eine gewaltige Wächte gehäuft, die vorsichtig zu umkreisen bleibt, dort sinken die Pferde bis fast an den Bauch ein, oft sind die Ausgänge der Schutzgalerien gleichsam mit Schnee verbarrikadiert. Dann heißt es aussteigen und die Schaufel zur Hand nehmen, um einen Weg zu bahnen, wobei auch der Reisende gerne Hilfe leistet. Seit den ersten Nachmittagsstunden hat der Schneefall zwar aufgehört aber dafür weht kalter Nordwind. Längst hätte das Paßhaus erreicht sein sollen, aber man kommt trotz aller Anstrengungen nur schrittweise vorwärts. Wie die Dunkelheit hereinbricht, leuchten plötzlich ein paar Laternen auf. Es ist der Wirt vom Paßhause mit seinen Knechten, die der Post entgegen gegangen sind, um ihr die letzte steile Strecke zu erleichtern. Endlich ist man nun droben, und wenn auch der Kondukteur dem Reisenden erklärt, daß hier übernachtet werden müsse, so bedeutet dies keineswegs behagliche Ruhe. Denn die von der Südseite erwartete Post ist ausgeblieben, der Gedanke liegt nahe, daß ihr ein Unfall zugestoßen. Das läßt die braven Leute nicht schlafen, sondern sie machen sich auf, den Kameraden entgegen zu gehen.

Vielleicht werden sie sie wohlbehalten antreffen, vielleicht ist aber der Schlitten in einer Galerie eingeschlossen. Das ist zwar kein allzu angenehmes Abenteuer, doch wird man sich trösten, weil man wenigstens nicht in die über die Schutzhöhle hinweg fallende Lawine geraten ist. Diese sind unter allen Umständen die gefährlichsten Naturmächte, die dem Alpenreisenden im Winter drohen. Vermögen sie doch selbst, in Verbindung mit heftigem Schneefall die Eisenbahnzüge aufzuhalten.

Ein Abweichen von der bekannten Straße ist für den Reisenden in den Alpen während der Winterszeit immer ein tollkühnes Unternehmen. Die Lawinen brechen leicht und beim geringsten Anstoße herunter. Wie ein weißer Strom, dem ein gewaltiger Luftdruck vorausgeht und der die schwersten Steinblöcke, entwurzelte Tannen und dergleichen mehr mit sich reißt, fährt die Schneemasse zu Thal. Wer von der Stoßfront der Lawine erfaßt wird, der ist unrettbar verloren, auch wenn die Hilfe rasch zur Stelle ist. Er ruht im eisigen Grabe in der Tiefe und erst die Schneeschmelze befreit den Körper von der Last. Glücklicher mag der davonkommen, den die niedergehende Schneemasse nur streifte. Vielleicht, daß ihn treue Kameraden bald aus der tödlichen Umarmung befreien, oder daß er sich selbst wieder emporarbeitet zum Tageslicht. Im menschenleeren Hochgebirge jedoch, auf einsamen Saumpfaden, die übrigens der mit den Gefahren vertraute Bergler nur in den Sommermonaten benutzt und die selbst die todverachtenden Schmuggler meiden, ist der von einer Lawine erreichte Wanderer unrettbar verloren, weil die Hilfe immer zu spät kommen muß.

Es sind ganz gewaltige Schneemassen, die sich im Hochgebirge ansammeln, sofern die Witterung den atmosphärischen Niederschlägen günstig erscheint. Ein Winter ist freilich nicht wie der andere. Pässe, die einmal das ganze Jahr hindurch völlig mühelos zu begehen sind, können plötzlich derart verschneit werden, daß die Gangbarkeit für längere Zeit unterbrochen bleibt. Dann müssen die Wegmacher, die „Ruttner", ein hartes Stück Arbeit verrichten und die von ihnen in die Schneemassen hineingebauten Galerien bleiben bis tief ins Frühjahr hinein stehen.

Nach der Lichtmeß, wenn die Sonne bereits wieder zu wärmen vermag, drohen dem Reisenden im Gebirge weitere Gefahren. An den Abgründen, die neben den Straßen dahinziehen, baut der angewehte Schnee nach und nach überhängende Vorsprünge an, die frei über die Tiefe hinausragen und den Weg trügerisch verbreitern. Gewöhnlich zeigt sich dort eine glattere Bahn wie auf der Straße, und der Unkundige läßt sich vielleicht verleiten, die haltlose Brücke zu betreten. Er schwebt dabei über dem Schlunde, in welchem der Tod auf ihn lauert; denn der geringfügigste Umstand mag jene Schneelehne, die der Frost des Winters fest zusammen hielt, zu jähem Absturze zu bringen.

Der Nebel, welcher zur Sommerszeit im pfadlosen Hochgebirge eine oft so unheilvolle Rolle spielt, kommt im Winter weit weniger, ja man möchte fast sagen, niemals in Betracht. Während nämlich die Thäter voll der feuchten Schwaden liegen, die die Wasserläufe in die bei weitem kältere Atmosphäre abgeben, baden sich die Höhen (und zwar nicht selten schon von 7 bis 800 m angefangen) im herrlichsten Sonnenlichte. Drunten in der Tiefe liegt das graue, alles verhüllende Nebelmeer, hier oben freuen wir uns des wärmenden Gestirnes am blauen, wolkenlosen Himmel. Seine Strahlen sind freilich nicht so kräftig, um die auf dem hartgefrorenen Boden lagernde Schneedecke aufzutauen, aber sie erregen vermöge der Reflexion in uns ein hohes Wohlgefühl und erlauben es uns, ohne allzu dicke Bekleidung im Freien zu weilen. Es ist bekannt, daß man in Davos, welches eine durchschnittliche Meereshöhe von 1550 m besitzt, in den ersten Nachmittagsstunden bei Sonnenschein auch zur strengsten Winterzeit, im Freien ganz wohl auszuhalten vermag, während die nächtliche Kälte dann vielleicht zwanzig und mehr Celsiusgrade unter Null beträgt.

Für die Einheimischen, denen der kurze Sommer — er dauert im besten Falle vier Monate, oder etwas darüber — strenge Arbeit bringt, ist der lange Winter eine frohe Erholungszeit. Man besucht sich gegenseitig, um am warmen Ofen trauliche Plauderabende zu halten, in den Schenken wird lebhaft politisiert, die Theatergesellschaften, welche auch in kleineren Orten selten fehlen, veranstalten Vorstellungen. Dazwischen fällt ein fröhliches Wurstessen oder ein mit Schlitten unternommener Besuch im Nachbardorf, ein Tanzvergnügen oder ein sonstiges gemeinsames Fest. Der Winter zwingt die Menschen zur Geselligkeit und läßt sie, die in verhältnismäßig kleiner Gemeinschaft auf einander angewiesen sind, sich ihres Lebens freuen. Das Elend, welches die harte Jahreszeit über die arme proletarische Bevölkerung der Städte bringt, kennt der Gebirgler nicht.

Die Zeiten, wo die Hochthäler der Alpen für viele Monate ganz abgeschlossen vom Weltverkehr blieben, sind jetzt vorüber; in der Schweiz besitzt wohl jedes Dörfchen schon eine Postanstalt, und Telegraph und Telephon befördern die wichtigsten Nachrichten in die abgelegensten Gegenden.

Trotzdem blieb uns immerhin ein gut Teil Romantik zurück, und der alpine Winter hat von seinen Schrecknissen für den ihm schutzlos ausgesetzten Menschen nichts verloren.

Verschiedenes.

* **Unfreiwilliger Humor in Bittgesuchen** an Kaiser Wilhelm I. Kaiser Wilhelm I. erhielt aus allen Schichten des Volkes und Militärstandes eine Menge Bittgesuche, die, von den wenig federgewandten Bittstellern selbst verfaßt, so reich mit Komik ausgestattet sind, daß der kaiserliche Herr viele dieser Stellen durch Bleifederstriche, Ausrufungszeichen u. s. w. bezeichnete. Wir lassen einige dieser bekannt gewordenen Bittgesuche, die der „Bär" mitteilt, hier folgen. Den Reigen mögen in den Schlachten erprobte Vaterlandsverteidiger eröffnen. Einer von ihnen sagt in seinem Gesuche: „Auf den Märschen in Frankreich habe ich eine neue Krankheit erobert." Energisch ist folgender Sohn des Mars: „Aber Eure huldvolle Majestät, erlauben Sie mir eine Frage: Wo bleibt da das neue Militär-Pensionsgesetz von 1871 und die daraus hervorgegangenen Motifen? Auch das Militähr-Ehrenzeichen hatte ich verdient. Aber das Gesetz ist seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen, und aus diesem Grunde habe ich mit meiner zahlreichen Familie den schrecklichsten Martertod bis heute erlitten. Und so Erlaube mir zu bitten, mir über meiner Klage zum Recht zu helfen, denn es muß Eurer Majestät und den königlichen Hoheiten doch auch angenehm sein, wenn endlich einmal das ewige Korrespondieren in meiner vorherrschenden Angelegenheit aufhört." — Wahrhaft erhaben schrieb folgender Krieger: „Im vorstehenden Feldzuge war ich ein Mitarbeiter an der hocherhabenen, goldenen, mit Perlen und Edelsteinen umkränzten Kaiserkrone. Diese welthistorische Ehre ist mir zwar lieber als Orden, Weib und Kind, aber wo ich mit meinen Thränen mich satt essen und mit einer Familie von drei Kindern das Leben befruchten muß, so fiel ich den allerdurchlauchtigsten General-Oberstleutnant brieflich zu Füßen mit der tiefgebeugtesten Bitte um Pension." Die Bittgesuche aus anderen Volkskreisen, die bei dem Kaiser einliefen, sind Legion. In einem solchen Gesuch, das zum goldenen Hochzeitsfeste des Kaiserpaares einging, heißt es: „Und so wirft sich der Gnadenflehende vor den gnadentriefenden Stufen des heiligen Thrones nieder und bittet an diesem seltenen Hochzeitsfest, welches die Naturgeschichte bis jetzt noch nicht aufgezeichnet und das noch von Kindeskindern bis ins tausendste Glied gesprochen und gelehrt werden wird, um Gnade für die Freiheit, die ich mir zu erlassen, erdreiste." Ein anderer Bittsteller sagt: „. . . Ja Eure Majestät, wenn Sie wollen, können Sie alles, denn ein Wort meines Allergnädigsten Kaisers zertrümmert Berg und Thal, wenn sie sich nicht in ordnungsmäßiger Lage befinden." Viele Tausende haben auf diese Weise sich Hilfe erbeten und gewiß nicht ohne Erfolg.

* **„Du stolzes England, freue Dich!"** Aus Hannover wird geschrieben: Hier in Hannover wird aus Anlaß der politischen Vorgänge grade jetzt wieder von einem artigen Impromptu des Tenoristen Albert Niemann gesprochen, das s. Zt. viel Aufsehen gemacht hat. Wegen der bevorstehenden Besetzung Schleswig-Holsteins durch Bundestruppen war der Regierung am 10. Januar 1864 eine englische Drohnote zugegangen. Am Abend wurde im Hoftheater „Templer und Jüdin" gegeben, und Niemann sang die Worte: „Du stolzes England, schäme Dich!", that dann, als ob er sich versprochen habe und fügte die Worte: „freue Dich!", sowie einen patriotischen Vers hinzu. Unter lebhaftem Beifall erschien er, den Theatergesetzen zuwider, auf offener Scene. Am folgenden Tage beschwerte sich, wie Georg Fischer in seinem Werke „Opern und Konzerte im Hoftheater zu Hannover" berichtet, der englische Gesandte beim Minister. Inzwischen hatte Niemann bereits von der Intendanz ein höfliches Monitum erhalten, daß derartige Extemvore in einer ernsten Oper nicht passend seien, und man hoffe, daß derartiges nicht wieder vorkommen werde. Der englische Diplomat beruhigte sich. In den nächsten Tagen wurden Niemann viele Dankschreiben für sein „Versprechen" zugesandt, u. a. aus Heilbronn eine Fünfthaler-Note

der freiwilligen Schleswig-Holstein'schen Anleihe mit der Zuschrift „Dem braven deutschen Manne", und in Braunschweig wurde ihm als Tannhäuser ein Lorbeerkranz mit schwarz-rot-goldener Schleife mit der Inschrift: „Dank dem deutschen Manne!" zugeworfen.

* **Flohkrebse als Gehilfen bei der Fischzucht.** Von einem Mitarbeiter erhält die „Allgemeine Fischerei-Zeitung" die merkwürdige Mitteilung, daß er sich der Flohkrebse seit 3 Jahren gewissermaßen als Gesundheitspolizei in seinen Fischbruthäusern bedient. Wenn sich früher eines dieser im Wasser viel verbreiteten Tierchen zwischen den Forelleneiern sehen ließ, so machte er freilich Jagd darauf, weil er glaubte, die winzigen Krebschen fräßen die Eier an. Nach und nach bemerkte er jedoch, daß die Flohkrebse nur die verdorbenen Eier fressen, die gesunden dagegen in Ruhe lassen. Diese Beobachtung genügte, um den Ruf der Flohkrebse bei dem Fischzüchter zu einem außerordentlich guten zu machen, nicht nur, daß er nicht mehr daran dachte, sie zu töten, sondern er brachte sie absichtlich zu Tausenden auf die auszubrütenden Fischeier. Wenn nämlich, wie es nicht zu vermeiden ist, dieses oder jenes Ei im Bruthause abstirbt, so können leicht andere Eier in Mitleidenschaft gezogen werden, und daher ist eine Beseitigung der abgestorbenen sehr wichtig und wertvoll. Diese Arbeit der Auslese besorgen nun die Flohkrebse in trefflichster Weise. Sobald sich ein totes Ei vorfindet, fressen es die Tierchen derart aus, daß nach kurzer Zeit nur noch die leere Hülle vorhanden ist. Aber die Tiere wissen sich auch außerdem noch nützlich zu machen. Da sich in jedem Bruthause mit dem Strom des Wassers auch Schlammniederschläge einstellen und sich zwischen den Eiern absetzen, ist es gewöhnlich nötig, die Eibehälter mit der Brause abzuspülen, wodurch die empfindlichen Keime vielfach leiden. Auch dieses lästige und verlustbringende Verfahren bleibt dem Fischzüchter erspart, wenn er sich eine Herde von Flohkrebsen hält, da diese durch ihr Herumkrabbeln zwischen den Eiern das Wasser derart in dauernder Bewegung halten, daß die Schlammteilchen immer wieder fortgespült werden. Uebrigens zeigt es sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal, daß der Mensch zwar ein kluges, aber auch ein undankbares Geschöpf ist, denn der Fischzüchter sagt selbst von sich, daß er die Flohkrebse, nachdem sie ihm seine Fischbrut sorgsam gehütet haben, später als Nahrung der aufwachsenden Fische in die Zuchtgräben hinein thut.

△ **In dem Berner Gymnasium,** welches unter der Leitung des Herrn Rektors Finsler steht, und in dem Mädchen und Knaben gemeinsam unterrichtet werden, befinden sich gegenwärtig 5 Schülerinnen, gegen 7 im Vorjahre. Die 3 Abiturientinnen dieses Jahres haben das Examen trefflich bestanden, die eine von ihnen hat in vielen Fächern die beste Prüfung abgelegt. Der Rektor und die Lehrer versichern, daß das Einreihen der Mädchen in die Klassen nicht zu den geringsten Verwicklungen geführt habe, sondern, daß im Gegenteil die Schüler der Klassen, in denen Mädchen am Unterricht teilnehmen, sich durch treffliches Benehmen auszeichnen.

* **Einen Kampf gegen Pariser Toiletten** führen jetzt die Londoner Bühnenkünstlerinnen. Die französischen Kostümdichter werden boykottiert und old England for ever ist die Parole aller der Londoner Schönheiten, die ihrer Schönheit die richtigen Kleiderfolien geben wollen. Einen glänzenden Beweis dafür, daß eine schöne Frau es nicht nötig hat, in den Schöpfungen französischer Kleidertünstler zu erscheinen, um bezaubernd auszusehen, lieferte soeben erst Miß Nella Bergen, die Heroine des Shaftesbury-Theaters. Als Darstellerin der Titelrolle in der mit großem Beifall aufgenommenen Novität „Die mystische Miß" zeigte sich die beliebte Künstlerin in drei herrlichen Kostümen, die innerhalb einer Woche in dem Atelier einer namhaften Westend-Modistin angefertigt worden sind. Das eine ist ein Empiregewand, nach einem David'schen Gemälde kopiert. Vorderbahn und Seitenteile der rosa Seidenrobe sind mit Goldstickereien in Blumendessins bedeckt. Das kurze Leibchen von kirschrotem Samt zieren die gleichen Stickereien und die hohen, weit abstehenden Medici-Schulterstücke sind von schwerer Goldguipure. Lange durchsichtige Aermel von krausgezogenem rosa Chiffon und ein an der Brust befestigter anmutiger Strauß rosa und kirschroter Rosen, deren Knospen und Blattranken bis tief an den Rock herabfallen, verleihen der Toilette einen ganz aparten Reiz. Nicht weniger effektvoll ist die zweite Robe, das Brautkleid der „geheimnisvollen Miß". Auf schwerem weißen Satin-Duchesse sind duftige Spitzen und ein schimmerndes Silbergewebe zu schönster Wirkung vereinigt. Die gleich dem Rock mit Silberflittern bestickte Taille schmückt ein Schulterschmuck von Orangenblüten und weißen Tigerlilien. Sehr charakteristisch ist das dritte Kostüm, in dem Miß Bergen als Zigeunerin auftritt. Von goldduchwirktem, mit goldenen Schnüren verziertem Stoff gearbeitet, weist der fußfreie Rock und das Mieder malerische Draperien von großen Tüchern aus roter Seide auf.

* **Die Erforschung der Atmosphäre.** Professor Ramsay aus London, der berühmte Entdecker des Argon, der bereits im vorigen Jahre in Berlin einen Vortrag gehalten hat, sprach wiederum in der Urania über „Die Erforschung der Atmosphäre". Während sich der englische Gelehrte im Vorjahre vorzugsweise auf die Erzählung von der Auffindung der neuen Luftbestandteile und ihrer Eigenschaften beschränkte, führte er diesmal dem Auditorium die Gewinnung dieser gasförmigen Körper in großen Zügen durch Experimente und Demonstration zahlreicher Lichtbilder vor Augen. In einem kurzen geschichtlichen Ueberblick wies er darauf hin, daß die Erforschung der Atmosphäre hauptsächlich von englischer Seite betrieben worden ist. Schon Boyle hatte im Prinzip richtige Anschauungen über die Beschaffenheit der Luft, Mail entdeckte in derselben den Sauerstoff (der 100 Jahre später von Lavoisier und Priestley wieder aufgefunden wurde) und Rutherford den Stickstoff. Letzterer wurde von Cavendish genauer untersucht und dabei die Thatsache festgestellt, daß nach Fortnahme von Stickstoff und Sauerstoff noch ungefähr $^1/_{120}$ des Volumens übrig bleibt. In diesem Restvolumen fanden dann wiederum hundert Jahre später Lord Raleigh und Ramsay das Argon und später in diesem Ramsay und seine Mitarbeiter die Elemente Helium, Krypton, Xenon und Neon. Nur das letztgenannte ist leichter als die übrigen, Krypton und Xenon hingegen schwerer als Argon. — Die Darstellung des Argon geschieht in der Weise, daß die Luft über erhitztes Kupfer und über Magnesium streicht, wobei sie Sauerstoff und Stickstoff verliert. Durch den elektrischen Funken wird das in dem verbleibenden Rest vorhandene Kohlenoxyd und der Wasserstoff in Kohlensäure und Wasser verwandelt. Die Kohlensäure wird durch Kalilauge entfernt und das Argon durch Abkühlung mittels flüssiger Luft, deren Darstellung der Vortragende genau schilderte, selbst verflüssigt. Da Argon bei — 180 Grad Celsius, Krypton und Xenon aber bei — 230 und — 280 Grad Celsius sieden, können diese Gase beim Verdampfen der erzielten Flüssigkeit leicht getrennt werden. Argon ist zu etwa 1 Proz. in der Luft vorhanden, Xenon hingegen in einem geringeren Mengenverhältnis, als sich Gold im Meere findet, d. h. zu etwa $^1/_{13}$ Gramm per Tonne. — Im letzten Jahre ist es auch gelungen, die Spektra dieser Gase rein zu erhalten. Da man aus theoretischen Erwägungen auf das Vorhandensein dieser Elemente im chemischem System und auf ihr Atomgewicht vorher schließen konnte, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß nunmehr, nachdem die betreffenden Lücken im System ausgefüllt sind, weitere Bestandteile in der Atmosphäre nicht mehr gefunden werden können. Zu dem Gefühl der Befriedigung über seine Entdeckungen, so schloß der Redner, gesellte sich neuerdings für ihn die Freude, dieselben einem deutschen Publikum vorführen zu können. Die angestellten Experimente, welche sehr schwierig sind und ein äußerst exaktes Arbeiten erfordern, wurden ebenso wie der Vortrag äußerst beifällig aufgenommen.

≃ **Königin Viktoria** hat noch vor Schluß des alten Jahres und vor der Abreise von Windsor ihrer Freundin, der Kaiserin Eugenie, einen Besuch gemacht. Die Königin fuhr im Wagen von Windsor nach Farnbourough und blieb eine halbe Stunde bei der Kaiserin. Die beiden betagten Witwen sollen, wie aus der Umgebung der Königin verlautet, heiße Thränen zusammen vergossen haben. Für die Kaiserin bedeutet ja Südafrika das Grab all ihrer Hoffnungen, während die Königin tief gebeugt und geängstigt ist über den Verlauf des am Ende ihrer Regierung so frevelhaft unternommenen, unrühmlichen Krieges. — Die Königin, welche mit Rücksicht auf die politische Lage diesmal ausnahmsweise über die Weihnachtszeit der Hauptstadt nahe, in Windsor geblieben war, ist nunmehr nach Osborne übergesiedelt, sehr zum Vergnügen der Geschäftsleute ihrer guten Stadt Windsor. So lange nämlich Viktoria das altersgraue Schloß ihrer Ahnen an der Themse bewohnt, leiden die Verkaufsgeschäfte trotz der Anwesenheit des Hofes not, denn die zahlreichen Fremden, welche sonst nach Windsor kommen, um das Schloß zu besichtigen, bringen weitaus mehr Geld unter die Leute, als der Hof es thut und zu thun vermag. Demzufolge wird die „Queen" bei ihrer jeweiligen Abreise aus Windsor vom Volk ganz besonders herzlich begrüßt. — Echt englisch ist auch eine Mitteilung des angesehenen Londoner Gesellschafts-Blattes „Modern Society". Da wird dem künftigen Thronfolger von Sachsen-Koburg-Gotha, dem jungen Herzog v. Albany nachgerühmt, daß er sich gar nicht darauf freue, ein deutscher „Fürsterich" (Princeling) zu werden. Allein er lasse sich das nicht anmerken und habe den König von Württemberg, seinen Oheim, schon so für sich eingenommen, daß wohl zu erwarten sei, daß etwas von dem Geld dieses Monarchen in die vertrockneten Quellen von Koburg dereinst fließen werde. Dasselbe Londoner Blatt teilt mit, daß der Herzog von Sachsen-Koburg aus Kummer über den Tod seines Sohnes und von inneren Leiden gequält, ganz melancholisch geworden sei.

Die Zeitschrift „Der Kynast", herausgegeben von Dr. Wachler, erscheint von Anfang Januar 1900 an unter dem allgemeinen Titel „Deutsche Zeitschrift", „Monatshefte für Politik und Volkswirtschaft, Kultur und Kunst", in dem Verlage von Hermann Walther in Berlin. Die Zeitschrift (Abonnementspreis 3 M. pro Quartal) hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens durch eine große Zahl erster Mitarbeiter und durch gediegene Beiträge einen guten Ruf erworben; auch fernerhin will sie energisch eintreten für die Kräftigung und Ausbreitung des Deutschtums in und außerhalb der Grenzpfähle.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.